

Sarah Brutar

Sehnsucht nach den alten Tagen

Ich laufe fröhlich lachend über die Wiese hinter dem kleinen Häuschens, welches ich mit meiner Großmutter bewohne. Mit meinen fünf Jahren bin ich vollkommen unbeschwert und denke nicht mehr an den Tag als meiner Eltern einfach gegangen sind, was inzwischen schon fast drei Jahre her ist. Meine Oma läuft mir hinterher und als sie mich erreicht, hebt sie mich hoch und schleudert mich durch die Luft. Die Sonne scheint, Vögel zwitschern und der Tag könnte kaum schöner sein. Mit meiner alten Latzhose setze ich mich in die Wiese und suche nach Gänseblümchen. Das sind meine Lieblingsblumen, da man sie vom Frühling bis in den grauen Herbst immer auf der Wiese findet und sie nicht erst kaufen muss. Mir oder sich selbst Blumen zu kaufen, könnte sich Oma nicht leisten. Die letzten Blumen hat sie erworben, als meine Eltern in den Himmel gegangen sind und wir sie unter die Erde legen mussten, komische Sache war das. An dem Tag hat Oma so viel geweint wie schon lange nicht mehr. Trotzdem ist sie immer für mich da und passt auf mich auf. Ich gehe sogar schon bald in die Volksschule. Oma sagt mir immer, wie stolz sie auf mich sei und dass sie es immer sein werde.

Es ist ein Alptraum, mein Alptraum, ich weiß genau, wie er endet. Ich sitze aufrecht in meinem Bett in der Hoffnung, dass mein Herz sich endlich wieder beruhigen würde. Meine Gedanken rasen, mein Körper ist schweißnass. Erst jetzt bemerke ich meine feuchten Wangen, ich habe im Traum geweint. Diese Szene ist mehr als elf Jahre her und noch immer träume ich davon. In diesen elf Jahren hat sich mein Leben komplett verändert. Selbst die vielen Therapiesitzungen, die sie für mich bezahlt hatten, haben anscheinend nichts geholfen. Es ist das erste Mal seit drei Wochen, dass ich wieder davon träume. Ich dachte, es sei vorbei und ich habe damit abgeschlossen. Ich möchte nicht mehr daran denken.

Ich muss aufstehen und mir ein Glas Wasser holen, dann ist es gleich viel besser. Das Zittern meiner Hände ist auch wieder da, wie ein alter Freund, der mich nach längerem wieder besucht, jedoch hätte ich auf diesen Besuch verzichten können. Das ist eines der vielen Dinge, die ich seit diesem einen Tag mit mir herumtrage. Aber nicht nur das Zittern und die Alpträume machen mich psychisch fertig. Nein, auch meine Gedanken und meine Panikattacken sind schuld an meiner ganzen Situation. Diese kurzen schmerzhaften Anfälle sind für mich nach dem Geschehnis mit das Schlimmste.

Ich möchte mein Zimmer eigentlich nicht verlassen, diese anderen Menschen in dem Haus machen mir Angst, sie tun so als, sei ich zerbrechlich. Sie sorgen sich um mich, als wäre ich Eine von ihnen, aber so ist es nicht. Ich gehöre nur mir, seit alle mich verlassen haben. Ich wage es und gehe ins Badezimmer, zwei Räume weiter. Die erste Tür ist das Zimmer meiner Adoptivmutter, sie sorgt sich sehr um mich, vielleicht sogar zu viel. Ich husche an ihrer Zimmertür vorbei. Es ist dunkel draußen,

sie sollte noch schlafen. Als ich es ins Bad geschafft habe, schließe ich zuerst die Türe hinter mir und sperre zu. Sie hasst es, wenn ich mich einsperre, sie hat Angst, dass ich mir wieder etwas antun könnte, obwohl ich das nicht mehr vorhabe und machen würde. Damit habe ich abgeschlossen, wie mit vielem anderen aus meiner Vergangenheit.

Nachdem ich auf der Toilette gewesen bin und etwas getrunken habe, beeile ich mich in mein Zimmer zu kommen. Eigentlich ist es echt schön hier in dem kleinen Haus mitten in der Stadt. Nicht so wie damals bei meiner Oma am Land, aber doch schön. Als ich mich wieder ins Bett lege, schaue ich noch schnell auf die Uhr über meinem Schreibtisch. Es ist drei Uhr in der Früh, noch drei Stunden, bis ich in die Schule muss. Zuerst hat meine neue Mutter gewollt, dass ich von zu Hause unterrichtet werde, was für mich jedoch nicht in Frage gekommen ist. Ich würde dann nie mein kleines, unspektakuläres Zimmer verlassen. Ich würde immer die drei weißen und die eine hellblaue Wand betrachten. Jeden Tag am selben dunklen Schreibtisch sitzen, immer die gleiche Aussicht haben, wenn ich aus einem der drei Fenster sehe. Das könnte ich nicht, zum Glück konnte ich sie überreden und ich gehe zur Schule.

Ich verkrieche mich wieder in mein unordentliches Bett und versuche einzuschlafen. Ich liege noch lange wach, ich habe gar nicht mitbekommen, dass ich wieder eingeschlafen bin.

Mit neun Jahren ist man in einer schwierigen Phase, sagen die Freundinnen meiner Großmutter immer. Jetzt, wo ich neun bin, kann ich sagen, dass das nicht stimmt. Ich bin noch immer so wie früher, immer noch wohne ich mit meiner Oma im selben gemütlichen Haus wie damals. Noch immer brauche ich niemand anderes, außer meiner Großmutter. Doch eines ist anders, ich weiß mehr. Nun ist mir auch bewusst, was mit meinen Eltern wirklich geschehen ist. Manches davon will ich eigentlich nicht wissen. Als ich das erfahren habe, ist es nicht so schlimm gewesen wie andere Leute denken. Ich habe ja meine Oma. Wir zwei gegen den Rest der Welt, das ist unser Motto. Ich merke nicht, dass Oma immer schwächer wird oder, dass sie mich immer seltener von der Schule abholt. Sie will immer mehr ihre Ruhe, auch dabei denke ich mir nichts.

An einem grauen Novembertag, als ich von der Schule nach Hause komme steht ein Wagen von der Rettung vor unserem Haus. Der Wagen hat noch immer das Blaulicht an. Ich renne zum Haus, um zu sehen, was sie da tun. Da kommen die Sanitäter mit meiner Oma auf einer Trageliege aus dem Haus, hinterher der Bruder meiner Oma. Er hat ein kreidebleiches Gesicht und im laufen Tränen die Wangen hinunter. Ich renne zu ihm und blicke zu ihm hoch. Der sieht mir nur in meine moosgrünen Augen, nimmt mich in den Arm und fängt laut an zu schluchzen. Das versteh ich nicht, wir haben nie ein gutes Verhältnis gehabt, wieso nimmt er mich dann jetzt in den Arm? Er lässt mich los und erklärt mir, dass meine Großmutter einen Herzinfarkt gehabt haben soll. Als er weiter auf mich einredet, merke ich nicht mehr viel davon, nur einzelne Stücke wie „Krankenhaus“, „Intensivstation“, „ob sie es schafft“, „sieht

schlecht aus“, „sie liebt dich“. Alles fühlt sich an wie betäubt. Ich kann es nicht glauben. Wieso die Person, die ich am meisten liebe?

Zitternd, weinend und voller Angst schreibe ich aus meiner Vergangenheit hoch. Ich habe anscheinend im Schlaf geschrien, denn meine Adoptivmutter kniet neben meinem Bett. Ich sehe sie an und merke ihre Angst. Sie weiß nie, wie sie mit diesen Anfällen umgehen soll. Irgendwie kann ich sie auch verstehen, ein so zerbrochenes Kind möchte man eigentlich nicht aufnehmen. Sie hat es trotzdem getan und dafür bin ich echt dankbar. Jedoch habe ich trotzdem Sehnsucht nach meiner Oma, sie war mein Vorbild. Ich hab Sehnsucht nach meinem alten Leben, der Leichtigkeit meiner Kindheit. Aber ich denke, ich bin bei meiner Adoptivfamilie gut aufgehoben. Ich bin ihnen sehr dankbar, dass sie seit sechs Jahren für mich da sind.

Die Tränen in ihren Augen werden immer bis sie übergehen und sie wegen mir weint. Ich will nicht, dass sie weint, deshalb rutsche ich zu ihr und nehme sie in den Arm. Das ist das erste Mal, dass ich sie richtig umarme. Anscheinend ist sie genauso erstaunt wie ich. Wir sitzen noch lange so da, bis meine Augen wieder schwer werden und ich nichts mehr bemerke, was um mich herum passiert. Ich falle in einen traumlosen Schlaf.

Ich werde unsanft durch meinen Wecker geweckt. Ich habe nicht geweint. Meine Adoptivmutter ist auch nicht mehr da. Anscheinend muss sie gewartet haben, bis ich eingeschlafen bin und ist dann auch wieder zu Bett gegangen. Ich steige aus meinem Bett, gehe ins Bad und wasche mich erst mal ausgiebig. Während ich dusche, denke ich über die vergangenen Jahre nach. Ich habe mich sehr verändert. Die letzten Jahre war ich mir selbst total fremd. Ich wusste nicht, wo ich hingehöre, wo ich hinsoll. Ich denke, ich habe meinen Platz bei diesen netten Menschen gefunden. Als ich fertig bin, gehe ich in mein Zimmer, ziehe mich an und packe meine Tasche für die Schule. Mir fällt auf, dass ich mich schon lange nicht mehr so normal gefühlt habe. Ich nehme alles, was ich brauche, und setze mich zu meiner neuen Familie an den Esstisch und esse mein Frühstück. Nur meine Mutter wirft mir ab und zu Blicke zu um zu schauen, ob es mir gut geht. Dann lächle ich sie an und gebe ihr so zu verstehen, dass sie sich keine Sorgen machen muss. Ich habe schon lange nicht mehr so viel gelacht. Meine Schwester und mein Bruder machen die ganze Zeit Späße und da merke ich, was ich alles verpasst habe. Ich habe die ganzen letzten Jahre wie betäubt gelebt, ohne Freude und Lebenslust. Mein ganzes Leben bestand nur aus Trauer und Vorwürfen, langsam muss ich darüber hinwegkommen und mein Leben weiterleben.

Ich genieße dieses Frühstück so sehr, dass ich traurig bin, als mein Adoptivvater meint, dass er zur Arbeit muss und wir uns auch fertig machen sollen. Als wir uns zu dritt auf den Weg zum Bus machen wollen, fängt mich meine Mutter ab und fragt mich, ob wirklich alles in Ordnung sei. Mit einem Nicken, einer Umarmung und einem Kuss auf die Wange verabschiede ich mich und laufe zum Bus. Mein Leben fühlt sich normal an. Genau wie ich es immer wollte. Ich denke, ich habe es geschafft und mit meiner Vergangenheit abgeschlossen. Das heißt nicht, dass ich meine Oma oder

meine echten Eltern je vergessen werde. Ganz im Gegenteil, ich schaue nur nach vorne und versuche mein Leben auf die Reihe zu bekommen, so wie sie es sicher gewollt hätten. Ich werde sie stolz machen.